

GUSTAV FRIEDRICH. **Hamlet und seine Gemüthskrankheit.** Heidelberg, G. Weifs, 1899. 207 S. 3 M.

Der arme Hamlet kann auch nach seinem Tode nicht zur Ruhe kommen, und sein Schatten schwebt wie der Geist seines Vaters unstät einher, stets neue Erklärer in die Schranken rufend.

Was ist nicht schon in die tiefsinnige Tragödie SHAKESPEARE's alles hinein- und aus ihr herausgedeutet worden, und wenn auch der neueste Totengräber der Hoffnung Ausdruck giebt, das Hauptproblem dieser SHAKESPEARE'schen Sphinx gelöst zu haben, damit die Discussion darüber noch vor Anbruch des neuen Jahrhunderts zum Abschlusse käme, so wäre dies gewifs recht wünschenswerth, nach den bisherigen Erfahrungen aber nicht recht wahrscheinlich.

Nicht als ob die neuen Versuche nicht manches Gute und Interessante zu Tage förderten, was auch dem vorliegenden Werke zugebilligt werden kann, ob aber eigentlich Neues und bisher nicht Berührtes, das ist eine andere Frage.

Ich möchte dabei von dem psychiatrischen Theile absehen, wenn nicht gerade die Psychiatrie bei Hamlet einen besonderen Anspruch geltend machen könnte, gehört zu werden, und überdies der Titel des Buches sie verlangte.

Dafs G. FRIEDRICH nun auf der Höhe psychiatrischen Wissens stände, kann man nicht behaupten, obwohl er einen intimen Verkehr mit einem seit längerer Zeit unter einem Gemüthsdrucke stehenden Freunde und überdies das Studium der SCHOPENHAUER'schen Philosophie für seine psychiatrische Befähigung ins Feuer führt.

Die Unterscheidung in psychische und somatische Melancholie wird bei dem zünftigen Psychiater kaum auf grofse Gegenliebe stofsen, und ob das mangelnde Verständnifs durch seine Erklärung gefördert wird, mufs ich bezweifeln.

Er sagt dort, S. 44: Während in der melancholischen Verstimmung der sympathische Nerv durch Gram (Reiz vom Gehirn aus) erschüttert und krank gemacht wurde, und nunmehr activ auf das Gehirn zurückwirkt, ist in der eigentlichen Melancholie der Nerv rein somatisch erkrankt.

Auch das beständige Betonen von Zwangsvorstellungen will uns nicht recht behagen.

Man versteht nämlich unter dieser Bezeichnung etwas ganz Anderes, als die im Banne einer überwerthigen Idee einseitig festgehaltenen Gedanken, die sich in alles sonstige Denken und Empfinden hineinmischen und die Richtung des Handelns bestimmen.

Die Idee der Rache war eine solche bei Hamlet zur überwerthigen Idee gewordene Vorstellung, aber keineswegs eine Zwangsvorstellung, d. h. eine aus dem Unbewußten hervorsteigende und als krankhaft empfundene Vorstellung. Auch sonst traut FRIEDRICH dem Dichter viel mehr an psychiatrischem Wissen und Verständnifs zu, als er der Natur der Sache nach besitzen konnte.

Dafs FRIEDRICH in der Deutung des Charakters zu wesentlich neuen Ergebnissen gekommen sei, habe ich nicht herauslesen können. Wenn ich ihn richtig verstehe, so ist sein Hamlet ein durch den plötzlichen Tod des

Vaters erschütterter und aus dieser Stimmung durch die Erscheinung des Geistes gewaltsam herausgerissener Mensch, der seiner ganzen Charakteranlage nach mehr zum Grübeln als zur raschen That hinneigt.

SHAKESPEARE schildert in Hamlet sich selbst, er giebt Selbstempfundenes wieder.

Er entfaltet hier nicht, wie sonst, einen moralischen Charakter, noch entwickelt er einen solchen, sondern er zeigt einen einzelnen, besonderen Gemüthszustand, und auch diesen hüllt er in Nebel, so daß man ihn mehr errathen und sich aus Erzählungen und Monologen ein Bild davon entwerfen muß, als daß man ihn aus seinen Handlungen und aus eigener Anschauung kennen lernte. „Und dabei konnte man nicht klug daraus werden, bis auf den heutigen Tag.“ Dabei ist Hamlet nicht geisteskrank, und ebenso wenig ist er ein bewußter Simulant.

Sein den Uebrigen unverständliches Wesen wird von ihnen für Wahnsinn gehalten, und Hamlet benutzt diese Auffassung, er läßt sich rückhaltlos gehen und er übertreibt, um sich und seine Pläne dahinter zu verbergen, seine Gegner einzuschläfern und sein Geheimniß zu bewahren. SHAKESPEARE aber benutzte seinerseits die Fiction des Wahnsinns als Erklärungsgrund, zum Verständnisse des sonst schwer verständlichen Charakters und um ihn bühnenfähig zu machen. Das ist, wie schon bemerkt, nicht gerade neu und eigentlich kaum für 207 Seiten ausreichend.

PELMAN.

P. J. MÖBIUS. *Ueber J. J. Rousseau's Jugend. Beiträge zur Kinderforschung mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Zwecke* (2). Langensalza, H. Beyer & Söhne, 1899. 29 S. 60 Pf.

In seiner bekannten lichtvollen Art der Darstellung schildert uns MÖBIUS in der kleinen Abhandlung die Geschichte der Jugend ROUSSEAU's, den er als eine pathologische Persönlichkeit, als einen Entarteten im Sinne MAGNAN'scher Psychiatrie auffaßt. MÖBIUS zweifelt nicht an der Wahrheitsliebe ROUSSEAU's. Er sieht in den „Bekenntnissen“ die Vertheidigungsschrift eines Paranoikers, der sich gegen seine vermeintlichen Feinde und Verfolger durch rückhaltslose Schilderung seines Lebens, seines Fühlens und Denkens am besten zu schützen glaubt.

Der Geschichtserzählung fügt MÖBIUS einige allgemeine Bemerkungen hinzu, die von dem feinen Verständniß des Verf. für die Entstehungsbedingungen genialer Naturen Zeugniß ablegen. Die Ehrenrettung ROUSSEAU's, die MÖBIUS einer moralistischen Pedanterie gegenüber unternimmt, ist reich an trefflichen Gedanken und wird Manchem die Freude machen, die Ref. bei ihrer Lectüre empfunden hat. Und noch eins! Ueber eigenthümliche, widerspruchsreich erscheinende Menschen und dichterische Figuren (cfr. Hamlet etc.) wird von Historikern viel Unverständliches und Langweiliges geschrieben. Manches davon würde vielleicht ungedruckt bleiben, wenn auch in Laienkreisen allmählich die Erkenntniß hineindränge, daß zur Beurtheilung abnormer Menschen gewisse psychiatrische Kenntnisse erforderlich sind. Mit Recht sagt MÖBIUS in Bezug auf ROUSSEAU: „Alle ‚Constructionen‘ des Charakters von psychologischen Anschauungen aus, alle psychologischen Motivirungen der Schicksale und Entschliessungen